

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 215 Bydgoszcz / Bromberg, 19. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Bald saßen sie beide hinter den Figuren. Fabrizius sah und hörte nichts mehr. Er war mit Leib und Seele beim Spiel.

Weniger eifrig spielte Hinzpeter. Hin und wieder unterhielt er sich mit Gesche, die mit einer Handarbeit am Fenster saß. Ihr Gesicht hob sich scharf vom hellen Tageslicht ab. Das dunkle, leicht gewellte, in der Mitte gescheitelte Haar wurde im Nacken durch einen flachen Knoten zusammengehalten. Joachim wurde an seine Mutter erinnert. Worin bestand die Ähnlichkeit? In der Haartracht? In dem versonnenen Gesichtsausdruck? Oder bildete er sich die Ähnlichkeit nur ein? Seine Mutter war gestorben, als er noch nicht zur Schule ging. Was wußte er noch von ihr?

„Passen Sie auf, Herr Hinzpeter! Wenn kein Wunder geschieht, sind Sie Ihren Läufer los."

Hinzpeter zuckte zusammen. Er war mit seinen Gedanken gar nicht beim Spiel gewesen. Der Medizinalrat hatte Dame und Läufer mit dem Springer angegriffen. Nur die Dame war zu retten.

„Wenn Sie so fortfahren, werden Sie bald ein Feldherr ohne Heer sein", meinte Fabrizius.

„Die Weltgeschichte lehrt, daß auch mit kleinen Heeren Siege zu erkämpfen sind. Der Alte dort über dem Bücherregal" — er zeigte auf das Bild Friedrichs des Großen — „hat es zur Genüge gezeigt."

„Wir wollen abwarten, Herr Hinzpeter, ob Sie es ihm gleichtun werden. Ihre Stellung sieht nicht danach aus. Sie sollen mich einen Stümper nennen, wenn Sie mich matt setzen."

„Versuchen wir es!"

Gesche stand auf und rückte einen Stuhl an das Schachtischchen heran. „Das Spiel fängt an, auch mich zu fesseln."

Hinzpeter wußte, daß seine Stärke in der Behandlung der Bauern lag. Es gelang ihm allmählich, mit ihnen den feindlichen Königsflügel aufzulockern; nach einer Viertelstunde sah sich der Medizinalrat in die Verteidigung gedrängt.

„Mir ist, Vater, als habest du schon besser gestanden."

„Und mir ist, als wäre mein eigen Fleisch und Blut darüber nicht einmal traurig."

„Nur weil du reichlich siegessicher warst, Väterchen."

Hinzpeter riß sich zusammen. Es störte ihn im Nachdenken die unmittelbare Nähe Gesches. Oder tat sie das nicht? Gab er gerade ihretwegen die letzte Kraft her?

Der Medizinalrat mußte schließlich einen Turm opfern, um zu verhindern, daß ein feindlicher Bauer sein letztes Feld erreichte. Dadurch aber wurde seine Stellung unhaltbar. Er wehrte sich noch eine Zeitlang und mußte dann aufgeben.

„Sie sind ein ganz Hinterlistiger!" schalt er gutmütig. „Und das nennen Sie „Schachspielen für den Hausgebrauch?" Aber dieser Sieg ist Ihnen nicht geschenkt. Für heute mag es genug sein. Aber wenn Sie wieder in die Nähe unseres Breitengrades kommen, verlange ich Genugtuung."

„Sie sei Ihnen gern zugesagt. Im Gefangenenlager von Dieppe haben wir tüchtig geübt."

Hinzpeter erzählte von den Abenden in den Baracken, wo die Kameraden und er sich behelfsmäßig Figuren geschnitzt hatten und das Schachbrett mit Kreide auf den Fußboden gemalt worden war.

Dem Medizinalrat steckte das verlorene Spiel in den Gliedern. „Mir ist, als hätte ich eine schwere Operation hinter mir. Wir wollen in den Garten gehen. Ich muß mich erholen."

„Du solltest dich freuen, Vater, daß du nun einen würdigen Gegner gefunden hast. Ich werde dir nicht böse sein, wenn du mich zum alten Eisen wirfst" — —

Schorsch rupfte draußen das Gras zwischen den Steinen heraus. Man sah es ihm an, daß ihm eine Laus über die Leber gelaufen war. Vielleicht ärgerte er sich, daß im Fischerhaus Besuch war, der dort nichts zu suchen hatte.

„Sie machen ein Gesicht, Schorsch, als suchten Sie jemand, den Sie zum Abendbrot verzehren möchten", sagte der Medizinalrat.

Gesche blieb bei ihm stehen. „Diese Falte auf Ihrer Stirn mag ich nicht leiden. Sie paßt nicht zu Ihren sechsundfünfzig Jahren."

„Sechsundsechzig bin ich, Fräulein Gesche."

„Ach, ich glaube es nicht. Das Standesamt hat sich geirrt und eine falsche Zahl hineingeschrieben."

Schorsch lächelte glücklich. „Wenn Sie es immer wieder sagen, glaube ich es beinah selber." Wenn Gesche mit dem Besuch einverstanden war, war er es auch.

Der Medizinalrat sagte im Weitergehen: „Wir kennen ihn und haben uns mit seiner rauhen Außenseite abgefunden. Es ist Verlaß auf ihn. Hof und Garten hält er in Ordnung, als sei er der Besitzer. Und für meine Tochter würde er sich in Stücke reißen lassen."

Sie kamen an einen kleinen Hügel, der aus Felsbrocken aufgeschichtet war, die zum Teil von Steingewächsen umhüllt waren. Die Seite nach dem See war offen. Wacholder, Thujas und Zypressen schlossen die anderen Seiten ab. Aufs sorgfältigste war dieser Platz gepflegt. Der Fuß des Feldhügels wurde umrahmt von blauem Enzian und von orangefarbenen Dickblattgewächsen.

„Ein wunderschönes Fleckchen haben Sie hier geschaffen, Herr Medizinalrat!" Hinzpeter stockte. Ihm fiel ein, was der alte Prüß erzählt hatte.

Da bestätigte Fabrizius seine Mutmaßung.

„Dort unter den Findlingen haben wir die Asche meiner Frau beigesetzt. Nein, suchen Sie nicht nach einem Namen. Den brauchen Gesche und ich nicht. Wir werden unsere Mutter schon nicht vergessen."

„Ich danke Ihnen, Herr Medizinalrat, daß Sie mich hergeführt haben —“

„Ja, diese Grabstätte ist auch ein Grund, weshalb Schorsch unsere bescheidene Hütte bewacht, wie ein Kettenhund.“

Sie hatten sich auf die weiße Bank gesetzt und hielten eine stille Trauerfeier. Gesche bückte sich, um ein paar verwelkte Blätter aufzuheben.

„Ich möchte Ihnen etwas erzählen. Gerade an dieser Stelle. Darf ich? Haben Sie noch einige Minuten Zeit für mich?“

„Hier am Jessenower See haben wir immer Zeit. Jahrzehnte bin ich durch die Straßen Hamburgs gehetzt — von einem Patienten zum andern. Zur Besinnung bin ich nicht gekommen. — Doch, Sie wollten erzählen.“

„Von Ihrer verstorbenen Frau haben Sie gesprochen. Auch ich habe eine Frau, von der ich vielleicht mit Recht sagen kann, daß sie gestorben sei.“

„Sie sagen das so sonderbar —“

Gesche hatte sich still wieder neben die Männer gesetzt.

„Sie sollen die Geschichte eines Menschen hören, der schwer an einem Packen trägt; ich gebe sie Ihnen in Stichworten. — Er lernte im Kriege ein Mädchen kennen. Ein Liebesgabenpaket war der Anlaß. Er fuhr zu ihr auf Urlaub und gewann sie ehrlich lieb. Kriegstrauung und Rückkehr zur Front. Angriff bei Arras. Schwer verwundet und gefangen. Die Kompanie gibt der Frau Nachricht, daß der Mann gefallen sei. Die Folge ist — die Irrenanstalt. Als er endlich zurückkommt, erkennt sie ihn wohl, aber nicht als ihren Mann. Der ist für sie — heute noch — im Felde, und sie strickt Strümpfe und Pulswärmer. Die Zeit steht für sie still. Wenn sie ohne Aufsicht ist, durchstreift sie den Park und sucht ihren Mann. Und der Mann kann nun sehen, wie er sich mit dieser Lage abfindet —

Da haben Sie meine Geschichte. Sie dürfen nicht glauben, daß ich sie täglich und jedem erzähle.“

Hinzpeter erhielt nicht gleich Antwort. Er wartete auch nicht auf eine solche.

„Wie heißt Ihre Frau?“ fragte schließlich Gesche.

„Hanna.“

„Hanna — weich und gut klingt der Name.“

„Sie war auch weich und gut, und ihr Frohsinn war nicht zu bändigen. Ich habe ihr klingendes Lachen nur vierzehn Tage lang gehört, aber es ist mir heute noch im Ohr.“

Der Medizinalrat fragte: „Wie lautet das Urteil der Ärzte?“

„Ein kaum noch verhülltes Unheilbar!“

„In welcher Anstalt ist sie?“

„In Sachsenberg.“

„Ist dort nicht Doktor Hölting?“

„Das ist der Abteilungsarzt.“

„Ich kenne ihn. Vor mehreren Jahren haben wir auf dem Ärztekongreß in Innsbruck im selben Hotel gewohnt. — Sie besuchen Ihre Frau doch gelegentlich?“

„Das tue ich.“

„Darf ich mich anschließen, wenn Sie wieder zu ihr fahren? Der Fall — entschuldigen Sie den dummen Ausdruck — fesselt mich als Arzt und Mensch.“

„Sehr dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie mir das Opfer brächten. Ich fühle mich der Kranken gegenüber sehr hilflos.“

Sie verabredeten einen nahen Zeitpunkt, und dann verabschiedete sich Hinzpeter. — —

„Was wollte denn der Jagdpächter?“ fragte Schorsch und trat zu Gesche, die noch einige Rosen für die Vase schnitt.

„Nicht brummen, Alter! Herr Hinzpeter trägt schwerer am Leben als Sie und ich zusammen. Ich möchte, daß ich ihm helfen könnte.“ —

Denselben Gedanken hatte auch der Medizinalrat. Deshalb fuhr er mit nach dem Sachsenberg. Doktor Hölting erstattete einen kurzen Bericht. Es sei keine Veränderung in dem Verhalten der Kranken eingetreten. Das verkrampfte Suchen sei nur von einer anderen „fixen Idee“ abgelöst worden: sie pflegte inbrünstig Blumen, damit sie den heimkehrenden Mann würdig empfangen könne; durch eine andere Kranke, mit der sie eine Zeitlang das Zimmer geteilt habe, sei sie auf diese Tätigkeit gebracht worden.

Der Medizinalrat blieb bei seinem Kollegen. Hinzpeter sollte seine Frau, die sich bei gutem und schlechtem Wetter in ihrem Gärtchen zu schaffen machte, allein aufsuchen.

Schon von weitem sah er sie in einer Art Verzückung vor ihrem Beet stehen. Alles war bunt durcheinander gepflanzt. Unkraut wurde mit derselben Liebe gehätschelt wie Gartenblumen.

Jeder Urlaubstag wurde wieder in Hinzpeter lebendig, als er Hanna sah. Die Jahre hatten ihrem Äußeren nichts anhaben können, nur das lebhafte Mienenspiel fehlte und die Bewegungen waren langsamer geworden. Über jede einzelne Blume schien sie sich zu freuen.

„Guten Tag, Hanna! Ich wollte mich wieder einmal nach dir umsehen.“

Sie richtete sich auf. Die Pupillen weiteten sich. Ein gespannter Ausdruck war in dem gesunden, frischen Gesicht. Die Hände zuckten empor, verharrten regungslos,

„Dein dummer Bub bin ich. Du weißt doch?“

Ruhig ließ sie ihm ihre Hände. Der Blick war wie festgeklebt an den bewaldeten Ufern des Ziegelsees.

„Nenne mich, wie du mich früher oft genannt hast: dummer Bub! Ich hör es gern, Hanna!“

„Dummer — Bub.“

War das ein Erwachen aus jahrelanger Dämmerung? Schwang ein Ton des Erkennens mit?

Wenn wirklich ein Erinnern hatte auftauchen wollen, war Hanna doch nicht imstande, es festzuhalten. Joachim sah deutlich, daß der Blick teilnahmslos wurde, daß sie durch ihn hindurchschaute, als sei er nicht vorhanden.

Ihre Hände machte sie frei. „Ich habe nun keine Zeit mehr —“

„Hanna, komm zu dir! Ich bin doch Joachim, dein Mann, auf den du wartest!“

„Einen Strauß will ich pflücken. Vielleicht kommt er heute noch zurück, und dann —“

Das Sprechen ward zu einem unverständlichen Murmeln. Wahllos rupfte sie Gras und Unkraut ab, während ein Schein der Freude ihr Gesicht verklärte. Sie hielt ihm das Bündel Unkraut hin.

„Ist der Strauß nicht schön?“

„Ja, Hanna, er ist schön!“ Weinen hätte Hinzpeter mögen. Er lief gegen eine Wand aus Gummi. Sie gab zwar nach, aber wenn er zurücktrat, hatte sich nichts verändert.

„Joachim wird sich freuen, wenn er wiederkommt.“

„Hanna, der Joachim, von dem du sprichst, steht doch vor dir!“

Hatte sie seinen eindringlichen Ruf überhaupt gehört? Keine Miene hatte sich verändert.

Da kamen die beiden Ärzte heran. Sie hatten den letzten Teil des Gesprächs schon gehört. Doktor Hölting war nicht verwundert, er hatte nichts anderes erwartet.

„Ich freue mich jedesmal. Frau Hinzpeter, wenn ich Ihren schönen Garten sehe.

Sie lächelte wie ein gelobtes Kind. Doch ohne sich weiter um die Männer zu kümmern, ohne ein Abschiedswort ging sie auf eins der kleinen Häuser zu, in denen die harmlosen Kranken untergebracht waren.

Ich hätte Ihnen ein besseres Ergebnis gegönnt, Herr Hinzpeter.“

„Einen Augenblick hoffte ich, Herr Doktor —“

„Sie tun gut, wenn Sie nicht hoffen —“

„So halten Sie eine Heilung für ausgeschlossen? Eine offene Antwort, Herr Doktor!“

„Ja.“

Still gingen der Medizinalrat und Hinzpeter nach dem Bahnhof zurück. Am Pfaffenteich unter der Reihe breitästiger Linden fragte Fabrizius:

„Warum haben Sie sich noch nicht scheiden lassen?“

„Ich fühle da irgendwie eine Schuld, wenn ich diesen Gedanken erwäge.“

„Schuld gegen Ihre Frau? Soviel ich heute gesehen habe, würde sie von einer Scheidung gar nicht berührt werden, da ihr Denkvermögen stehengeblieben ist. Derartige Fälle sind nicht einmal selten."

„Sie raten mir also —?"

„Nichts, Herr Hinzpeter. Diese Dinge vertragen kein fremdes Wort. Zwei Gründe können vorliegen, die Sie von dem erwähnten Schritt zurückhalten. Einmal könnten Sie sich innerlich noch nicht frei fühlen, was aber im Hinblick auf die Kürze Ihrer Ehe kaum anzunehmen ist. Außerdem sind seitdem Jahre vergangen."

„Und was könnte der zweite Grund sein?"

„Daß Sie — ein Mannshirn läßt auch diese Möglichkeit zu — sich wohlfühlen in der Rolle des Märtyrers."

(Fortsetzung folgt.)

Der Sprung auf den Klotz.

Erzählung von **Herbert Reinhold.**

Gerade als der zwölfte Achtmeterklotz die steile Husche zweitausend Meter weit zu Tal schoß und krachend durch die erste kühne Kurve donnerte, setzte der Regen wolkenbruchartig ein. Im Nu war jede Sicht genommen, und der Mann, der das Abrutschen überwachte und nach dem Tal zu signalisieren hatte, schrie seinen fernen Kameraden etwas zu. Sie antworteten, aber er verstand sie nicht, denn schon hatte er sich unter einen Felsblock geflüchtet, das ärgste Wetter abzuwarten. Zufrieden rieb er sich die Hände, nun brauchten sie nicht länger um Nässe zu bangen, die Husche war glitschig, und sobald der Regen nachließ, konnte die Arbeit in beschleunigtem Tempo vorangehen. Dreitausend Klötzer, bis zu fünfundzwanzig Meter lang und achtzig Zentimeter im Durchmesser, waren zu Tal zu bringen. Das bedeutete harte Arbeit, die nur dann etwas einbrachte, wenn sie flott vonstatten ging. Seit Wochen hatten sie auf die notwendige nasse Witterung gelauert. Der Waldbesitzer, ein Bauer, benötigte das Geld für den Schlag, aber der Holzhändler wollte erst bezahlen, wenn die Stämme, wie es im Kaufvertrag vorgesehen war, im Tal nahe der Straße gestapelt bereitlagen. Nur bei regnerischem Wetter ließ es sich blößen; jetzt endlich war es so weit, aber es regnete mehr, als es gut war.

Der Mann unter dem Felsblock hörte seine Kameraden, die im Schlag werkten, neue Klötzer heranschleppen, aber er sah nicht unter seinem Versteck vor. Es war ihm gewiß, daß sie nicht ohne sein Beisein die Husche bedienten, und er nahm an, daß sie nur für ein späteres rasches und reibungsloses Abrutschen vorsorgten. Der Regen trommelte, nahe Bäume ächzten und knarrten im Wind. Plötzlich schreckte er auf: war das nicht ein Schrei? Er lauschte, und das Herz klopfte ihm. Da kam wieder ein Schrei. Die Kameraden schrien. Sofort war er hoch und hetzte nach der Husche.

Der Regen peitschte ihm entgegen. Ein paarmal glitt er aus, fiel hin, stolperte hoch, sprang über Ästegewirr und Klötze und rannte einem Kameraden in die Arme. „Was ist?", keuchte er. Der Kamerad stotterte etwas und wies nach der Husche. Stefan ahnte, was geschehen war, als er die Husche hinunterblickte. Er sah eine Gleitspur und hörte es donnern und poltern. Das Blut drohte ihm zu erstarren, aber er war ein Mann mit harten Nerven. Den Bruchteil einer Sekunde brauchte er, um die Lage zu erfassen und zu überlegen. Die Kameraden hatten in ihrer rauhen Art ein wahrhaft tolles Spiel gespielt: einen der ihren, den Jüngsten, hatten sie mitsamt dem Klotz, auf dem er rastend saß, auf die Husche gehoben, als wollten sie ihn reitend zu Tal schießen lassen. Aus dem Spiel war bitterer Ernst geworden. Der regennasse, schwere Klotz geriet ins Rutschen und war, noch ehe der Mann, der obenauf saß, abspringen konnt, mit seiner menschlichen Last zu Tal geglitten. Sie schrien auf, weil sie ihm nicht zu helfen vermochten, und sie schrien nach Stefan.

Stefan raste Hals über Kopf talab, sprang über tiefe Klüfte und einen Absatz hinunter und gelangte auf einen Felsvorsprung, von wo er das Tal und zwei Drittel der Husche übersehen konnte. Elf Meter unter ihm führte die Husche in einem kühnen Bogen vorbei. Er beugte sich vor, er hörte es krachen, springen und donnern, und es war ihm, als hörte er den Unglücklichen, der mit dem Klotz zu Tal schoß und unten, kurz vor dem Auslauf an der Straße in der letzten und gewagtesten Kurve, mit größter Wahrscheinlichkeit in den tief unten liegenden Steinbruch geschleudert werden würde, schreien. Er stand vorgebeugt und spürte den Regen, der auf ihn niederprasselte, nicht. Ein Kamerad war in Gefahr!

Stefan sah den Klotz mit der menschlichen Last obenauf heranschießen. Er sah den Kameraden festgeklammert liegen, sah den Klotz unheimlich rasch näher kommen, auf den Felsvorsprung zu. Unwillkürlich zählte er, eins, zwei, drei, vier, fünf, da breitete er die Arme und sprang elf Meter tief gegen die Husche und gerade auf den zu Tal donnernden Klotz.

Der Aufprall war heftig und schmerzend, aber es gelang Stefan, was er unbewußt beabsichtigt hatte: er prallte auf den Klotz und gegen das obenauf liegende Bündel Mensch, und die Gewalt seines Sturzes war stark genug, daß er in der Sturzbahn blieb und mitsamt dem Kameraden vom Klotz weg über die Husche hinausflog. Es sah aus, als schösse der Klotz unter ihnen weg. Sie überschlugen sich, stauchten im Waldboden auf, kullerten einen Hang hinunter bis in dichte Büsche vor einem Bachlauf, wo sie liegen blieben. Noch hörte Stefan die Kameraden an der Straße schreien, rot tanzte es ihm vor den Augen. Hernach fiel er in eine tiefe Bewußtlosigkeit.

Als er zu sich kam, lag er langgestreckt unter dem Felsblock, wo er gefrühstückt hatte. Die Kameraden standen bleich um ihn herum, und ein fremdes Gesicht beugte sich zu ihm herab. „Ein Arzt?" dämmerte es in ihm, und schon versuchte er sich hochzurecken, aber es gelang ihm nicht. Er war bandagiert und geschient, aber er fühlte sich gar nicht verletzt oder zerschlagen. Die Gedanken kreisten zwar etwas langsam, und vor den Augen flimmerte es ihm, aber sonst war ihm wohl. Er wußte nicht, daß ihm der Arzt eine lindernde Spritze verabreicht hatte. „Was ist?" fragte er stockend. — „Tolle Sache", sagte der Arzt. „Aber es war recht so. Ihr Kamerad ist gerettet. Geringe Verletzungen." — „Der Klotz?" fragte Stefan. — „Der sprang aus der Husche und krachte dann in den Steinbruch." Der Arzt sprach langsam.

„Und die Arbeit?" Stefan begehrte zu wissen, was ihn im Augenblick am meisten beschäftigte. Er lauschte, ob es die Husche hinunterdonnerte, aber er hörte nichts. „Schaffen! Das gute Wetter!" röchelte er und wollte von neuem hoch. Die Kameraden starrten ihn an und waren verlegen. Sie drückte die Schuld, und sie waren bereit, ihn nach seiner Heimstätte zu schaffen. „Wir haben eine Bahre", sagten sie und meinten, daß es an der Zeit sei, ihn heimzubringen. — „Nichts da", wehrte er ab, als sie ihn zu heben versuchten. „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen", lächelte er und drängte, daß sie beginnen möchten.

Dann lag er, auf die Bahre gebettet, unweit der Husche, und sah zu, wie sie die Klötzer zu Tal schießen ließen. Der Regen hatte aufgehört, der Wald duftete und die Sonne leuchtete warmen Tagen entgegen. Die Kameraden schrien und werkten. Es wurde Nachmittag und Abend. Dreitausend Klötzer waren zu Tal zu bringen, eine harte Arbeit, und er sah zu und trieb sie an. Seine Verletzungen schmerzten, aber er biß die Zähne aufeinander.

Es wurde Nacht, ehe sie den Feierabend beginnen konnten. Die aus dem Tal kamen hoch und meldeten Stefan, daß es geschafft sei. „Dann laßt uns nach Hause gehen", sagte er. Sie faßten an, hoben die Bahre und schritten schwer und schweigend dem Dorf zu. Jetzt nahte der Augenblick, vor dem sie sich fürchteten: Stefans junge Frau bekam einen zerschlagenen Mann ins Haus gebracht! Er mußte ihre Gedanken erraten haben, denn er redete ihnen die Furcht aus. „Hanna ist ein tapferer Kerl", sagte er knapp.

Als sie ihn vor dem Hause absetzten, trat Hanna aus der Tür. „Wir haben . . . schuld . . . Stefan", stotterten sie und traten beiseite. Sie schrie nicht, sie eilte an die Bahre. „Was war?" heischte sie und suchte die Augen der Männer, die ihre Köpfe duckten. „War ein bißchen leichtsinnig. Es ist nicht schlimm. Aber die Arbeit ist geschafft",

sagte Stefan und hielt sie bei der Hand. Da traten die Männer, seine Kameraden, einer nach dem anderen, vor ihn hin und drückten seine Hand in stummer, anerkennender Dankbarkeit. Und auf einen Augenwink von ihm hoben sie ihn behutsam auf und trugen ihn der Frau voraus in das Haus.

„Kleine" Revolution im Weltall.

Von Dr. Ernst Hillebrand.

Die astronomische Forschung ist unlängst um eine sensationelle Entdeckung reicher geworden. Im Sternbild der Jagdhunde glomm plötzlich ein Lichtpünktlein auf, das zuerst vom Mount-Wilson-Observatorium in Kalifornien gesichtet wurde, und entwickelte eine schier unvorstellbare Leuchtkraft. Es handelte sich in der Tat um das Auftauchen eines neuen Gestirns, einer sogenannten „Supernova". Wie bei jedem Sichtbarwerden neuer Gestirne lag auch dieser Erscheinung eine „kleine" Revolution im Weltall zugrunde, die Explosion einer fernen Sonne in einem Spiralnebel.

Entdeckt wurde der Stern von Dr. F. Zwicky und photographiert von M. L. Humason. Es ergab sich, daß er das typische Supernova-Spektrum aussandte. Nun werden zwar neue Sterne, sogenannte „Novas", genug am Himmelszelt entdeckt, aber das Auftauchen einer Supernova mit ihrer geradezu phantastisch anmutenden Leuchtkraft ist dafür umso seltener. Man hat errechnet, daß in unserem Sternsystem innerhalb eines Jahrhunderts vielleicht eine Supernova sichtbar wird gegenüber zehntausend normalen Novas. Nach Angaben Professor K. Lundmarks vom Observatorium in Lund hat man es bei dem neuerdings entdeckten Stern im Zeichen der Jagdhunde mit dem einundzwanzigsten dieser Art zu tun. Er gehört zur gleichen Gruppe wie jenes berüchtigte Gestirn, das Tycho Brahe im Jahre 1572 im Bilde der Kassiopeia fand.

Man schätzt seine Entfernung von unserer Erde auf mindestens zehn Millionen Lichtjahre. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß sich diese Katastrophe bereits im Tertiär zugetragen haben muß. Heute aber werden wir erst Zeugen dieses zeitlich so weit zurückliegenden Vorganges. Der neue Stern gehört, wie gesagt, nicht zu unserem Milchstraßensystem, sondern befindet sich in einem Spiralnebel, wie ja überhaupt von den einigen hundert „Neuen" gut die Hälfte in fremden Systemen zu suchen ist. Wir wissen heute, daß jeder der fremden Spiralnebel eine von schier unzähligen Sonnen bestehende Milchstraße für sich bildet und von uns ungeheuer weit entfernt sein muß. Gehört doch die Leuchtkraft von Millionen dieser leuchtenden Sonnen dazu, um auch nur einen schwachen Schimmer, eben den Spiralnebel, sichtbar werden zu lassen. Tritt nun aus diesem Schimmer ein hellerer Punkt urplötzlich hervor, so haben wir es mit dem Aufleuchten einer Supernova zu tun, deren Maximum an Leuchtstärke nach zuverlässigen Schätzungen das der Sonne um das Neunzigmillionenfache übertrifft.

Sterne vom gewöhnlichen Typ erreichen höchstens eine Leuchtkraft, die etwa das Neunzigtausendfache von der des Sonnengestirns ausmacht. Schon das ist eine gewaltige Energieentwicklung. Sie bedeutet unweigerlich den Tod alles organischen Lebens auf sämtlichen Planeten, die in der Nähe des explodierenden Gestirns liegen. Der bei diesem Vorgang sich ergebende Verlust substantieller Art wurde auf ein Hunderttausendstel, der an Energie auf ein Zehntausendstel der Gesamtmasse berechnet, und die an verschiedensten Orten ausgeführten Beobachtungen ergaben übereinstimmend, daß der Stern binnen kurzer Zeit seinen früheren Zustand zurückgewinnt. Alles in allem stellt sich die kosmetische Explosion somit lediglich als Episode im Dasein vieler Gestirne dar, die keine nennenswerten Spuren hinterläßt.

Anders aber wirkt sich der Ausbruch einer Supernova aus! Das ist zweifellos eine Katastrophe von unvergleichlicher Gewalt. Hierbei geht ein sehr beträchtlicher Teil der Substanz, der Sternmasse, in strahlende Energie, eben in Leuchtkraft über. Nach einer Hypothese, die heute von Dr. F. Zwicky und W. Baade vertreten wird, scheinen die phantastisch energiereichen kosmetischen Strahlen bei einer solchen Explosion zu leuchten, wodurch nicht nur Licht ausgesendet, sondern auch eine Menge positiv geladener materieller Teilchen hinausgeschleudert wird. Der holländische Physiker Dr. H. Zanstra-Amsterdam meint eine Bestätigung dieser Anschauung gefunden zu haben. Er will nämlich eine auffällige Verstärkung der kosmetischen Strahlenwirkung in verschiedenen Wassertiefen — im Golf von Aden, im Bodensee und an der norwegischen Küste vor Bergen — festgestellt haben, die unmittelbar nach dem Durchgang bekannter Supernovas am Himmelsgewölbe erfolgte.

Die materiellen Teilchen bewegen sich langsamer als das Licht fort, und der sich daraus ergebende Unterschied kann zur Berechnung des Abstandes einzelner Sterne herangezogen werden. In einem dieser Fälle konnte eine Entfernung von 800 000, in einem anderen sogar von 1 300 000 Lichtjahren ermittelt werden. Nach Ansicht des holländischen Forschers bestehen die kosmetischen Strahlen zu einem großen Teil aus Protonen, auch haben Forschungen neuerer Zeit ergeben, daß positiv geladene Partikelchen einer neuen, früher völlig unbekannten Art die Strahlung bewirken.

Das plötzliche Auftauchen der Supernova im Sternbild der Jagdhunde erscheint somit geeignet, manches zur Lösung des schwierigen Problems der kosmetischen Strahlung beizutragen, und es ist anzunehmen, daß die nähere Erforschung dieser und anderer Supernovas noch allerlei Aufsehen erregende Ergebnisse zeitigen wird.



Bunte Chronik



Die Nachkommen des Konfuzius.

„China-Post", eine in englischer Sprache in Nanking erscheinende Zeitung, gibt eine Aufstellung aus der chinesischen Zeitung „Kin-Pao" wieder, aus der ersichtlich ist, daß es heute in China noch rund 20 000 lebende Nachkommen des Konfuzius gibt. Da Konfuzius im Jahre 478 v. Chr. gestorben ist, ist diese Aufstellung eine beachtenswerte genealogische Leistung. Allerdings ist damit zu rechnen, daß das Abstammungsverhältnis in den allermeisten Fällen auf Adoption beruht; echte Nachkommen des Philosophen dürfte es wohl kaum noch geben, wenigstens nicht nachweisbare. — Die Zahl 20 000 ist imposant, stellt aber durchaus noch keinen Rekord dar. Nach Schätzungen der türkischen Zeitung „Cumhuriyet" leben heute in der islamischen Welt noch mehr als 100 000 Personen, die sich rühmen, direkte Nachfahren des Propheten Mohammed zu sein.



Lustige Ecke



Der Diskuswerfer.



Der Irrtum der Hunde, die apportieren wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.